

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832  
1837**

25 (11.6.1837)



Die Beetschuaner.

# Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N.º 25.

Zehnter Jahrgang.

1837.

## Die Beetschuaner.

Tab. XXV.

(Mit einer Abbildung.)

Die Beetschuaner sind ein zum Hauptstamme der Hottentotten gehöriges Volk im Innern von Südafrika, das am Anfange unseres Jahrhunderts den Holländern auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung näher bekannt worden ist. Da man nämlich am Cap Mangel an Hornvieh zu leiden begann und damals erfuhr, daß weit im Innern des Landes ein halbgeseittetes Hottentottenvolk wohne, das einen großen Reichthum von Hornvieh besitze, so sandte die holländische Regierung Gesandte an das Oberhaupt des neuentdeckten Volkes um mit demselben Freundschaft zu schließen und von demselben Hornvieh einzuhandeln. Aus den Reiseberichten dieser und einer späteren Gesandtschaft, welche der berühmte Doctor Lichtenstein begleitete, heben wir nun zur Erklärung unseres Bildes folgende Mittheilungen über dieses merkwürdige Volk aus.

Die Beetschuaner sind ein halbgeseittetes Volk; denn sie treiben ausser der Jagd und Viehzucht auch Ackerbau und haben deshalb feste Wohnsitze. Sie bewohnen in mehrere Stämme zertheilt und weit umher zerstreut den Landstrich des südlichen Afrika, zwischen dem 41 und 48 Grad östlicher Länge von Ferro und dem 20. und 25. Grad südlicher Breite.

Am meisten und vortheilhaftesten zeichnen sich aber die Beetschuaner vor allen andern halbwilden Völkern Afrika's durch die künstliche Bauart ihrer Häuser und Viehställe aus. Die Hütten haben nämlich ganz das äussere Ansehen eines Heuschobers; ihre Gestalt ist vollkommen rund und hat etwa 16—20 Fuß im Durchmes-

ser, die innere Einrichtung derselben ist höchst bequem und zweckmässig und zeichnet sich auf's vortheilhafteste vor den elenden Hütten der Kaffern und Hottentotten aus. Die Dörfer und Städte dieses Volkes haben keine eigentliche Gassen, denn die Häuser stehen ohne alle Ordnung durcheinander. Die Hauptstadt Litaku soll etwa 12000 Einwohner enthalten. Was nun die Abstammung und äussere Gestalt der Beetschuaner betrifft, so sind sie zwar mit den Kaffern und Hottentotten verwandt, aber doch wieder in jeder Hinsicht von beiden unterschieden. Ihr Körperbau hat viel übereinstimmendes mit dem kräftigen Wuchs der Kaffern, jedoch ist er im allgemeinen zierlicher und schlanker. Ihre Hautfarbe steht zwischen dem glänzenden Schwarz der Neger und dem matten gelbbraun der Hottentotten mitten inne und ihre Haut ist, besonders bei den Weibern äußerst fein. Sie haben kurzes, wolliges Haar, das höchstens eine Länge von 3—4 Zoll erreicht. Ihr Körper kann die Strapazen des Krieges und der Jagd ausdauern, ob sie gleich als Viehhirten nicht an große Anstrengung körperlicher Kräfte gewöhnt sind; auch beschränken sich ihre Leibesübungen auf das Handhaben der Hassagajen oder Wurffpieße.

Ihrer Gemüthsart nach sind sie überhaupt genommen gutartige Leute und ehren Tapferkeit, Treue und Ehrlichkeit als Tugenden. Von einem rechtschaffenen Menschen sagen sie er habe ein weißes Herz; böse und schwarz ist bei ihnen gleichbedeutend. Lügen und Diebstahl mißbilligen sie; doch sind Diebereien und besonders Viehräuberien, welche blutige Streitigkeiten erzeugen, nicht selten unter ihnen. Durch die Thätigkeit unterscheiden sie sich gar sehr von den Hottentotten, die so träge sind, daß wenn die Noth sie nicht zur Arbeit

zwingt, sie sogar bei hellem Tage schlafen. Die Nacht ist allein bei den Beetschuanern zum Schlafen bestimmt; nur allein bei dem Vollmonde bringen sie ganze Nächte im Tanzen und Singen hin. Sie sind überhaupt sehr fröhlichen Temperaments, und lachen lieber statt zu weinen.

Was ihre Geisteskräfte betrifft, so besitzen sie vielen natürlichen Verstand, und beweisen in allen ihren Handlungen, Ueberlegung und Nachdenken. Ihre Einbildungskraft ist sehr lebhaft; sie haben ein gutes Gedächtniß; dabei sind sie sehr wißbegierig und neugierig. Ihre Kunstfertigkeiten sind nicht gering, so unbedeutend ihre Kenntnisse auch im Ganzen sind. Sie stehen immer schon auf einer höhern Stufe der Kultur, als alle ihre Nachbarn.

Die Bedürfnisse der Beetschuaner sind so wie bei allen Völkern die sich noch nicht weit vom Stande der Natur entfernt haben sehr einfach und beschränkt. Ihre Nahrung besteht in Pflanzenspeisen, vorzüglich aber aus Fleisch, das ihnen die Jagd liefert, denn sie schlachten nur sehr ungern ihr Rindvieh und thun es gewöhnlich nur bei gewissen Festen, oder bei bevorstehenden Kriegen, wo sie dann Rindfleisch genießen, um ihre Kräfte zu stärken. Sie verschmähen keine Art von Wildpret und essen überhaupt das Fleisch aller warmblutigen Thiere, selbst von Hyänen, Füchsen und wilden Katzen, ja sogar auch Menschenfleisch. Vor den Fischen hingegen haben sie den größten Abscheu, und obgleich die Flüsse davon wimmeln, so essen sie doch keine, selbst wenn der größte Hunger sie plagt; der Grund davon liegt ohne Zweifel in einem Aberglauben. Das gemeinste Nahrungsmittel ist Milch, die sie in ledernen Schläuchen gerinnen lassen und manchmal eine Art Käse daraus bereiten.

Ihre Kochkunst ist eben so einfach als ihre Speisen; sie kennen keine andere Art, das Fleisch zuzubereiten, als das Braten in der Asche, und so verzehren sie es dann, nach englischer Manier halb roh und mit Asche besudelt, die ihnen die Stelle des Salzes vertreten muß, das sie nicht kennen. Bloß Pflanzenspeisen werden in irdenen Töpfen gekocht, die sie selbst verfertigen.

Wasser trinken die Beetschuaner nur im höchsten Nothfalle; gewöhnlich löschen sie ihren Durst mit Milch, mit Wassermelonen, oder mit den Früchten der mancherlei Arten von Zaserblumen oder afrikanischen Feigen. Wein und Branntwein, den sie erst in neuern Zeiten, durch die Europäer kennen gelernt haben, verstehen sie nicht zu bereiten. Das Tabakrauchen und Tabackschnupfen, das sie beides Saugen nennen, gehört auch unter die Vergnügungen dieser Halbwilden. Der schärfste und stärkste Taback ist ihnen der liebste, sie rauchen aus Hörnern, die mit Wasser gefüllt sind und in welche das Pfeifenrohr

mit dem Kopfe durch ein oben angebrachtes Löd elchen eingesteckt ist. Zum Schnupfen rösten sie den Taback und vermischen ihn mit Asche, sie nehmen aber keine Priesen davon mit den Fingern, wie die Europäer, sondern legen den Tabackstaub den sie schnupfen wollen auf ihre dicke Oberlippe und bringen ihn durch gleichzeitige Aufwerfung der Lippen in die Nase.

Die Kleidung der Beetschuaner zeigt beiliegende Abbildung. Sie verfertigen sie aus Thierhäuten, vorzüglich aber, aus Fellen von Genetkagen, Schakals, wilden Katzen oder Springhasen. Den Unterleib bedecken die Männer mit einem dreieckigen Leder aus Ziegenfellen, dem sie durch Zusammenknüpfung der Zipfel, die Gestalt kurzer Beinkleider geben. Die Weiber hingegen tragen mehrere Schürzen übereinander, welche bis auf die Knie reichen. Besonders charakteristisch sind die großen viereckigen Mäntel die sie um die Schultern tragen. Bei aller dieser Einfachheit der Kleider kennen die Beetschuaner doch auch den Putz. Um den Hals tragen sie in einer hölzernen Scheide ihr Messer, eine kleine Schildkrötenchale, die ihnen anstatt einer Tabackbüchse dient und ihre Glückswürfel. Die Weiber insbesondere schmücken sich mit Reihen von Glasorallen und mit Halschnüren, die sie aus feinen Binsen zierlich zu flechten wissen. In jedem Ohre tragen sie zuweilen sechs Ringe von hellgelbem Kupfer, von welchem Metalle auch die Armringe sehr künstlich verfertigt sind. Je nach dem Reichthum oder Rang einer Person trägt dieselbe mehr oder weniger solcher Armringe und man findet vornehme Weiber die deren 50 bis 70 tragen. Arme Leute haben solche Ringe von Rhinozerosleder; für die kostbarsten Armringe werden die eisenbeinigen gehalten. An den Füßen tragen die Beetschuaner plumpe Feldschuhe oder Sohlen von Leder und in den Händen gewöhnlich ihre Fassagajen oder steife Riemen von Rhinozerosleder, die man auf dem Cap zu Peitschen gebraucht, welche man Schambock nennt. Auch tragen sie zuweilen Fliegenwedel von Straußenfedern oder Fuchschwänzen. Die Weiber findet man außer dem Hause selten ohne ihre Holzärte; denn das Holzfällen ist ihre vorzüglichste Beschäftigung. Beide Geschlechter schmieren ihre Haut mit Fett ein unter das sie eine Erde mischen, die gleiche Farbe mit ihrem Leibe hat. Dieser Pomade bedienen sich besonders die Weiber sorgfältig. Ueberhaupt halten diese ihr struppiges Wollenhaar sehr in Ordnung, und geben ihm durch Kunst ein elegantes Ansehen.

Die Weiber sind bei diesem Volke weit zahlreicher als die Männer. Daran sind die häufigen Kriege schuld. Aus diesem Mangel an Verhältniß dieser Zahl beider Geschlechter, ist ohne Zweifel der Gebrauch entstanden, daß jeder Beetschuaner so viel Weiber nehmen darf als er





1837.

G. Vebrück

Die indianische Mutter.

kaufen oder versorgen kann. Da dieß aber nicht ohne Schwierigkeiten ist, so findet man nur bei Reichen vier bis fünf Weiber; die gewöhnlichste Zahl ist zwei. Der Preis einer Frau, wenn sie anders gute Eigenschaften besitzt, beläuft sich auf 10—12 Dshen. Die Hochzeit wird ohne besondere Ceremonien, bloß mit Schmausen und Tänzen gefeiert. Sobald sie vorbei ist muß die junge Frau für die Erbauung eines Hauses und Anlegung eines Viehraums sorgen und auf die Feldbestellung denken; unterdessen sorgt der Mann für den weitem Lebensunterhalt, geht auf die Jagd, hütet das Vieh und melket die Kühe. Zu Hause beschäftigt er sich mit der Zubereitung der Thierfelle und Verfertigung der Kleidungsstücke. Um die Kinder bekümmert er sich beinahe gar nicht; die Mutter trägt sie unter ihrem Mantel auf dem Rücken, so lange sie dieselben stillt.

Wenn nun die Viehherde nach einigen Jahren zahlreich genug geworden ist, so sucht der junge Ehemann seine Familie zu vermehren, und kauft sich eine zweite Frau u. s. w. Jede Frau muß sich aber ihr eigenes Haus, mit Viehplatz und Garten bauen. Der Mann besucht dann abwechselnd seine Weiber, nach deren Zahl sich die Zahl seiner Besizungen und folglich auch sein Reichthum richtet, der hauptsächlich in Vieh, Messern und Glasforalsten besteht, welche Artikel in diesem Lande die Stelle des Geldes vertreten.

Die Beetschuaner haben theils freie Knechte zu Viehhirten, theils Sklaven, die jedoch keine andere als Kriegsgefangene sind, welche gleich den übrigen Dienstleuten als Glieder der Familie betrachtet und behandelt werden. Neben der Viehzucht treiben die Beetschuaner auch mechanische Gewerbe und verstehen besonders die Kunst Eisen und Kupfer zu schmieden und starke Stricke aus den Fasern gewisser Binsenarten zu drehen.

Die Waffen dieses Volkes bestehen ausser den Haffagajen in Keulen und Streitkolben. Sie führen oft Kriege, die durch Streitigkeiten wegen der Waideplätze oder wegen Viehraubereien zwischen einzelnen Stämmen entstehen. Wenn einer für einen Helden gelten will, so muß er die Bauchhaut eines erschlagenen Feindes mit nach Hause bringen und sie dann in feierlicher Versammlung seiner Kameraden verzehren, worauf ihm der Priester zum Andenken einen Messerschnitt in den Schenkel macht. Die Feierlichkeit endigt mit einem Tanze.

Die Tänze dieser Halbwilden bestehen nicht sowohl in künstlicher Bewegung ihrer Füße, als in mancherlei seltsamen Verdrehungen des Körpers, wozu sie den Takt brüllen. Ihre musikalische Instrumente sind kleine Rohrpfiffe und Trommeln, die aus hohlen, mit einem Felle überspannten Kalebassen bestehen.

Das ganze Volk ist in mehrere Stämme vertheilt, deren jeder einen König oder Fürsten hat, dessen Gewalt in männlicher Linie erblich, aber im Ganzen sehr beschränkt ist. Denn jeder Familienvater ist Herr seines Hauses und macht auch seine Streitigkeiten mit andern selbst aus. Im Kriege hat ein solcher Fürst mehr Gewalt, denn Kriegsunternehmungen und Friedensschlüsse hängen allein von ihm ab.

Die Religionsbegriffe der Beetschuaner sind eben so einfach als ihr Aberglauben mannigfaltig ist, sie erkennen ein allerhöchstes Wesen; aber sie fürchten es mehr als sie es lieben und bewelsen ihm keine eigentliche Verehrung. Man hat nur zwei religiöse Ceremonien bei ihnen bemerkt, die aber keine Gottesverehrungen sind. Die erste ist die Beschneidung und die andere ist die Einweihung des Viehes, die zu Anfang eines Krieges mit allerlei Gaukeleien vollbracht wird, um die Heerden vor den boshaften Zauberreien der Feinde zu bewahren; denn der Herenglaube ist hier allgemein. Die Priester, welche in großem Ansehen stehen, spielen dabei die Hauptrolle. Sie sind keine wirklichen Priester und noch weniger Volkstheurer, sondern bloße Gaukler, Teufelsbanner, Sterndeuter, deren Vortheil es mit sich bringt, den Aberglauben zu vermehren, statt ihn zu zerstören. Der Aberglaube ist daher unter diesem Volke sehr tief gewurzelt und zeigt sich überall in mancherlei Gestalten. Dahin gehören auch die weissagenden Zauberwürfel, mit welchen sie unter mancherlei Ceremonien die Zukunft zu erforschen suchen, wenn sie irgend ein wichtiges Geschäft vorhaben.

Die Sprache dieses Volkes ist sehr wohlklingend, wird deklamationsartig singend oder wie ein Rezitativ gesprochen und tönt so reich, wie das Italiensche.

Ob diesem Volke vielleicht im Laufe der Zeiten eine Weltgeschichtliche Rolle bestimmt sey, wagen wir nicht zu entscheiden, zumal da eine solche Katastrophe von keinem unserer Zeitgenossen erlebt wird, aber so viel ist gewiß, daß es bei seinen mildern Sitten eines höhern Grades der Kultur empfänglicher ist, als irgend ein anderes africanisches Volk, und daß der Saamen des Christenthums ohne Zweifel unter ihm tiefe Wurzeln schlagen würde, wenn sich ein vernünftiger Missionär dazu entschließen wollte ihn auszustreuen.

### Die indianische Mutter.

(Mit einer Composition von G. R. Tab. XIII.)

On retrouve un ami, son épouse, son amante,  
Mais une vertueuse mère est un bien précieux  
Qu'on ne tient qu'une fois de la bonté des  
Dieux!

Die Monumente, die die Hand des Menschen erschafft, um seine Werke zu rühmen oder seinen Hochmuth und

seine Macht zu verewigen, können verfallen mit dem Verschwinden seiner Macht, oder ihn überleben, um jenes Hochmuthes zu spotten; aber früher oder später werden sie untergehen — und ihre Stätte nicht mehr zu finden seyn. Der Anblick einer Ruine, wie ergreifend auch an sich selbst und wie herrlich und erhaben auch die Rück Erinnerungen seyn mögen, die sich an dieselbe knüpfen, erweckt immer traurige, demüthigende Gefühle, und erinnert uns immer daran, wie schwach und nichtig die Werke des Menschen sind, wie unflät seine Hoffnungen und wie beschränkt seine Fähigkeiten! Aber wenn der Mensch sich die Werke Gottes zu Monumenten errichtet, wenn die Rück Erinnerungen an menschliche Neigungen, an menschliche Kühnheit, an menschliche Macht, den unauslöschlichen Zügen der Natur eingeprägt und verschwifert werden, dann sind sie ewigdauernd, wie die letztere.

Als das menschliche Geschlecht noch in der Wiege der Civilisation lag, war ein Felsen — eine Bergspitze — ein Fluß — die Sterne sogar — das Denkmal menschlicher Thaten und Rück Erinnerungen; sie waren die ersten und werden die letzten Zeugen und Erzähler unserer menschlichen Schicksale und Gefühle seyn. Die Siege Roms werden in Vergessenheit versinken, aber so lange die Höhen Termopylä's stehen und so lange eine Welle in dem Meerbusen von Salamis murmelt, wird eine Stimme dem Weltall zurufen: „Freiheit und Sieg denen, die zu sterben wagen! Wehe und ewige Schande dem, der den unüberwindlichen Geist unterjocht!“ — So lange die Fluthen des Hellespont zwischen Sestos und Abydos strömen, wird die Rück Erinnerung an die Liebe, die dort den Tod fand, nimmer ersterben.

Ein Reisender, der seinen mühsamen Weg durch eine afrikanische Wüste verfolgte — eine Wüste, endlos, dürr und verlassen — fand ein Riesenhaupt, halb versunken im Sande und neben demselben die Ueberreste einer Säule, auf der er kaum die Worte: Ich bin Dzymandias, der König der Könige, seht auf meine Werke, ihr Mächtigen der Erde, und verzweifelt! zu lesen im Stande war. Wer war Dzymandias? — wo sind jetzt seine Werke? — welche Kette der Gedanken oder der Gefühle vereinigt seine Vergangenheit mit unserer Gegenwart? — Der Araber, mit seinen Lastthieren, tritt diese vergessenen Spuren menschlicher Kunst und Größe mit Füßen.

In dem wildesten Theile der neuen Welt, steht in den Tiefen unendlicher Wälder ein hoher Felsen, geheiligt durch eine Geschichte, deren Ursprung unserem Jahrhunderte angehört; aber jener Felsen und die Geschichte, die

ihn heiligt, werden dem künftigen Geschlechte, wie auch die Lage der Dinge und der Zustand des Volkes in jenem Welttheile sich ändern möge, eine tiefe Lehre — ein ewig dauerndes Interesse — überliefern. Von nun an wird Niemand gleichgültig nach des Felsens schroffen Seiten blicken; nein! Jeder wird sich zuflüstern: „Was ist stärker, als die Liebe einer Mutter? — was schrecklicher, als Macht, durch Unwissenheit geleitet? — oder was beklagenswerther, als der Mißbrauch eines heiligen Namens zu grausamen und selbstjüchtigen Zwecken?“

Jene ungeheuren Regionen, die sich von Guiana bis zu dem Fuße der Anden erstrecken, bedeckt mit gigantischen Urwäldern und bewässert von mächtigen Flüssen — jene einsamen Wildnisse, wo der Mensch unbedeutend in der Wagschale der Schöpfung erscheint und wo die Spuren seiner Macht selten sind — haben in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der Europäer an sich gezogen. Aber vor einigen zwanzig Jahren waren jene wilden Landstriche uns nur durch die Mittheilungen spanischer und portugiesischer Mönche bekannt, die als Missionäre sich an den Ufern des Orinoco und Paraguay niedergelassen hatten. Die Männer, die sich auf diese Weise von aller Verbindung mit der civilisirten Welt losrißen, waren meistens Franziskaner oder Kapuziner, auf den spanischen Kolonien geboren. Ihre religiösen Pflichten waren oft ihr freier Wille und oft ihnen auferlegt von dem Haupte ihres Ordens. In jedem Falle erscheint beim ersten Anblicke ihr Loos beklagenswerth und ihre Aufopferung erhaben; aber, wenn wir bedenken, daß diese armen Mönche gewöhnlich das einsörmige Leben des Klosters mit der herrlichen Einsamkeit der grenzenlosen Wälder und der unendlichen Savannen vertauschten, dann scheint uns das Opfer weniger schwer; sogar dann, wenn es zuweilen mit Leiden, Entbehrungen und Gefahren verknüpft wäre. Wenn diese Männer mit ihrem religiösen Eifer einen kleinen Grad von Verstand und aufgeklärtem Wohlwollen verbunden hätten, so würden sie im Stande gewesen seyn, den Kreis des Wissens und der Civilisation auszudehnen, indem sie die Erzeugnisse und die Erdbeschreibung jener unbekanntten Länder erforschten, und indem sie sich niederließen in den Dörfern der Eingebornen, um ihre Sitten zu mildern und sie zu Menschen zu bilden. Aber wenn diese Mönche Männer von engem Herzen und tyrannischen Gesinnungen waren, haben sie oft auf eine schreckliche Weise ihre Macht und Ansehen mißbraucht; mehrere tausend Meilen von europäischen Niederlassungen und dem Zwange der Gesetze entfernt, war die Macht, die sie ausübten, eben so groß als die Schandthaten, deren sie sich schuldig machten.

(Der Beschluß folgt.)

